Karl Stengler

Soziale Stadt – Der behinderte Mensch als Teil von ihr

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich habe mir die Freiheit genommen, das Thema, zu dem ich heute zu Ihnen spreche, etwas abzuwandeln. Als ich mir die Preisträger mit ihren jeweiligen Projekten anschaute, war mir sehr schnell deutlich geworden, dass sich bei allen wie ein roter Faden durchzieht, wie weit soziale Stadt als Ort des Lebens für Menschen, als ein Teil von ihr, begriffen, projektiert und kleinteilig ausprobiert werden kann.

Insofern versuche ich an das mir gestellte Thema, nämlich den Blinkwinkel von behinderten Menschen aufzunehmen, aus verschiedenen Perspektiven Annäherungen. Aus diesen unterschiedlichen Annäherungen ergeben sich unterschiedliche Handlungsebenen, die ich im Weiteren dann versuchen werde miteinander zu verknüpfen und daraus ein Szenario zu entwickeln, das den Menschen mit Behinderungen oder besser gesagt den behinderten Menschen als Teil einer Stadt, die sich als soziale Stadt begreift, charakterisiert.

Lassen Sie mich zuerst mit Ihnen zusammen einen kurzen Blick auf das Thema Stadt werfen:

Hier interessiert mich in besonderer Weise die Fragestellung, was Stadt bezogen auf die individuelle, die menschliche Ebene bedeutet. Und da ist Stadt sowohl Metropole als auch Urbanisation, sowohl Quartier, Region als auch Kiez. Jede dieser Begrifflichkeiten steht für eine andere funktionale Struktur des Konglomerats Stadt.

Jede von ihnen bedeutet auch für die Menschen, die in ihr wohnen, eine andere Beziehungsstruktur und damit möglicherweise sogar unterschiedliche Ansprüche an die jeweiligen Netzwerke. Es wäre aus Sicht behinderter Menschen nicht zutreffend, das Thema Stadt zu fokussieren auf die kleinteilige Situation, die sich in den Ausdrücken Quartier, Region und Kiez dokumentiert. Auch und gerade Menschen mit Behinderungen benötigen in einer Stadt die Möglichkeit und damit verbundene Freiheit, sich großflächig bewegen und organisieren zu können. Es sei in diesem Zusammenhang an das immer wieder beschworene so genannte Zwei-Milieu-Prinzip erinnert, das als eine Regel, von der selbstverständlich Ausnahmen zulässig und auch gut sind, die Trennung der Orte zum Leben und der Orte zum Arbeiten als ein jeweils von einander zu unterscheidendes Beziehungsgefüge postuliert. Allein dadurch ergibt sich als Anspruch für die städtische Struktur, dass sie eben nicht nur Region und Kiez ist, sondern natürlich auch Metropole und Urbanisation.

Für die städtebauliche Konzeption, die sich daraus ergibt, folgt aus dieser Sichtweise eine Fülle von Forderungen wie Anregungen gleichermaßen. Nun ist hier nicht der Ort einer städtebaulichen Betrachtung, da bin ich auch nicht der richtige Partner dafür. Gleichwohl wird aus der Betrachtung der individuellen Ebene bezogen auf das Thema Stadt deutlich, dass städtebauliche, planerische und konzeptionelle Fragen sich sowohl um das Detail Quartier, Region und Kiez als auch um das ganze – Metropole und Urbanisation – zu kümmern haben, beide Bereiche in ihren jeweiligen Übergängen und Schattierungen intensiv aufzubereiten haben.

Menschen mit Behinderungen betrachten Stadt genauso, wie jeder andere Mensch auch dies tut, nicht als einen homogenen Ort zum Leben und Arbeiten, sondern als eine sehr individuelle Zusammensetzung, eine Art Patchwork für ihre unterschiedlichen Lebensentwürfe, wie ihre sehr divergierenden Lebens- und Ausdrucksmöglichkeiten.

Und damit erschließt sich aus der Perspektive behinderter Menschen unmittelbar und fast zwangsweise die soziale Dimension des Konglomerates namens Stadt.

Stadt ist aus dieser Sicht immer Ausdruck des Gemeinwesens im Sinne der Verantwortung füreinander. Als Mensch, der sich in der Arbeiterwohlfahrt verortet, fällt es mir überhaupt nicht schwer, an dieser Stelle von Solidarität innerhalb des Gemeinwesens zu sprechen.

Die Stadt in ihrer sozialen Dimension stellt die Folie dar für vielfältigste Vernetzungen menschlichen Handelns.

Da ist zum einen der Bereich des Wohnens. Dies meint nicht nur Unterkunft, Dach über dem Kopf, sondern es meint gerade aus Sicht behinderter Menschen menschenwürdiges Wohnen mit der Möglichkeit der nachbarschaftlichen Kontakte, also der sozialen Kommunikation.

Zum anderen ist damit das Thema Freizeit vermacht. Denn Wohnen erschöpft sich nicht in der Behausung von vier Wänden, sondern geht selbstverständlich über die Schwelle des Wohnraums hinaus, heraus in die unmittelbare Umgebung und stellt damit das Wohnen in den Kontext alltäglicher Verrichtungen wie Einkaufen etc. bis hin zur Gestaltung seiner Freizeit. Auch hier muss Stadt in ihrer sozialen Dimension Felder der Kommunikation, Angebote, sich in einem solchen Netzwerk von Freizeit bewegen zu können, daran partizipieren zu können, vorhalten.

Sie merken, dass ich an zweiter Stelle nicht das Thema Arbeit genannt habe, dies ganz be-

wusst, weil es für Menschen mit Behinderungen nach wie vor zwar an vorderster Stelle der Sehnsüchte, jedoch nicht an vorderer Stelle der Realität steht. Gleichwohl bedeutet die soziale Dimension des Themas Stadt auf der Folie von Arbeit im engeren und weiteren Sinne, dass Arbeit als Orte, an denen gearbeitet werden kann, an denen Produktion stattfinden kann, vorhanden sein muss. Trotz des vorhin genannten Zwei-Milieu-Prinzips stellt sich in der sozialen Dimension die Frage danach, wie weit eigentlich der Weg zur Arbeit sein darf, um den Menschen nicht in seinem sozialen Netzwerk, in der Notwendigkeit in einer ausgewogenen Lebenssituation zu leben, zu beschädigen.

Und damit bin ich bei einer weiteren sozialen Dimension, nämlich dem Verkehr, der Infrastruktur von Mobilität. Die Selbstverständlichkeit individueller Mobilität und der sich daraus ergebenden Folgen für ein städtisches Gepräge werden nur allzu leicht als allgemein gültig und von jedem zu akzeptieren verstanden.

Soziale Dimension bedeutet aus meiner Sicht in diesem Zusammenhang, dass dies unterschiedlichen Mobilitätserwartungen und nachteiligen Mobilitätswirklichkeiten von Menschen in der Verkehrsplanung und Verkehrsausgestaltung berücksichtigt werden müssen. Als sozial kann aus meiner Sicht keine Stadt begriffen werden, die einen Teil der Menschen, die in und mit ihr leben, von Mobilitätsmöglichkeiten ganz oder teilweise ausspart bzw. sie in ihren Mobilitätsanforderungen deutlich beschränkt.

Auf diese Punkte komme ich zu einem späteren Zeitpunkt im Laufe meines Vortrages noch einmal zurück. Sie werden dann die besonderen Anforderungen aus der Sicht behinderter Menschen und diese Themen wieder finden.

Als dritter Aspekt der sozialen Dimension erschließt sich für mich der darin enthaltene Entwurf eines Miteinanders, der Nachbarschaft, der Nähe genauso wie der Distanzmöglichkeiten. Ein städtisches Gepräge muss den Menschen in die Lage versetzen, seine Neigungen und Vorstellungen von Nachbarschaft und Nähe ebenso leben zu können, wie sich auch von nicht gewünschten Kommunikationen distanzieren zu können. Hier ist also die Möglichkeit gefragt, in unterschiedlichen räumlichen Distanzen seine durchaus individuellen Lebensentwürfe verwirklichen zu können. Hierbei bin ich mir im Klaren darüber, dass dies ein sehr individualistisch geprägtes Lebenskonzept ist. Dabei würde ich mich missverstanden fühlen, wenn dies als grenzenlos verstanden werden würde. In meinem deutlichen Ja zu dem Thema Gemeinwesen, Verantwortung füreinander und Solidarität steckt selbstverständlich auch die Verpflichtung des Einzelnen und aller, den Entwurf des Miteinanders nicht zur Durchsetzungsfolie des Individualismus verkümmern zu lassen.

Das bedeutet insgesamt für das Thema der sozialen Dimension als vierten Aspekt, dass „sozial“ als Begrifflichkeit Anforderungen stellt an übergeordnete Planungen genauso wie an kleinteilige, detailreiche, an Sanierungsvorhaben von kleinen wie großen Quartieren, an die Ausprägung einer Stadt als Ausdruck des in ihr lebendigen sozialen Netzwerkes und der Möglichkeit, Beziehungen, tertiäre Netzwerke zu knüpfen und in ihnen zu leben.

Die soziale Dimension bedeutet nicht, dass alles einer einheitlichen Bewertung, einer einheitlichen Struktur und Umsetzung unterliegt. Allerdings bedeutet – und damit will ich meine Annäherungsversuche auch abschließen – die soziale Dimension einer Stadt, das es ein unauflösbares Beziehungs- und Einflussgeflecht zwischen den in ihr lebenden und mit ihr lebenden Menschen und ihr selbst gibt. Als sozial ist eine Stadt nur dann aus meiner Sicht zu begreifen, wenn die Menschen ein lebendiger Teil ihrer Struktur sind, das Beziehungsgeflecht der beiden in sich stimmig und ausgewogen ist, und die Stadt – lassen Sie mich das etwas prosaisch sagen – den Menschen das Gefühl gibt, ihr richtiger Partner für den gesellschaftsfähigen Lebensentwurf zu sein.

Nun war einiges aus meiner Sicht zu bemerken zu dem abstrakten Thema, der damit noch von Menschen mit Behinderungen weitgehends unberührten Annäherung an das Thema. Lassen Sie mich jetzt den behinderten Menschen in dieses Szenario einführen und auch hier versuchen, mit relativ einfachen Fragen und Überlegungen den roten Faden herauszuarbeiten. Verweilen wir an der Stelle, an der sich der behinderte Mensch von dem nicht behinderten ganz offensichtlich unterscheidet, nämlich der Behinderung. All diejenigen unter Ihnen, die aus eigenem Erleben einen behinderten Menschen kennen, können sich jetzt ganz spontan ein entsprechendes Bild von ihm und seiner Behinderung machen.

Riefen wir das jetzt an dieser Stelle auf und ließen die Einzelnen zu Worte kommen, dann hätten wir es wahrscheinlich mit einer sehr breiten Palette unterschiedlichster Behinderungen mit sehr unterschiedlichen Ausprägungsformen und -folgen zu tun. Daraus ist schon mal die erste Schlussfolgerung zu ziehen, die ganz unmittelbare Auswirkungen auf unsere Thematik hat: Behinderung ist nicht Behinderung, Behinderung ist so vielfältig, wie unterschiedlich die Menschen sind. Das reicht von leichten Einschränkungen z. B. in der Beweglichkeit aufgrund von Herzschwäche, über Beschränkungen des Sehens und

damit der Wahrnehmungsfähigkeit über drastische Beschränkungen der Mobilität durch einen hohen Querschnitt bis hin zu multiplen Tetraspastiken, deren Anblick Menschen durchaus verstören kann. Und damit sind wir auch bei den Menschen, die zum Teil ausgeprägte Schwierigkeiten der Orientierung aufweisen – wir bezeichnen sie als geistig behindert – und bei dem Personenkreis, der durch so genanntes herausforderndes Verhalten sogar bei uns Ängste auszulösen fähig ist.

Neben dieser großen Dimension einer Vielfalt, die nicht wegzudefinieren ist, sondern Bestandteil eines sozialen Miteinanders einer Stadt ist bzw. sein muss, stellt sich natürlich auch die Frage nach der Quantität. Begegne ich zu jeder Zeit behinderten Menschen z. B. mit einer Behinderung, die mir unangenehm ist, oder ist dies ein äußerst seltenes Ereignis? Wie reagiere ich denn eigentlich darauf, wenn mir nicht ein behinderter Mensch mit einer schweren Körperbehinderung in einem E-Rollstuhl begegnet, sondern dies gleich vier oder sogar mehr sind? Behinderte Menschen sind nicht nur jung, sind nicht nur Kinder. Behinderungen sind heute – aus meiner Sicht ist das sehr erfreulich – in jeder Altersgruppe in unserer Gesellschaft anzutreffen. Auch das macht Behinderung noch komplexer, noch differenzierter in ihren jeweiligen Ausprägungen.

Und dann erleben wir behinderte Menschen in ganz unterschiedlichen primären und sekundären Netzwerken. Es ist seit längeren Jahren wieder möglich geworden, dass behinderte Menschen nicht nur in ihren bisherigen Familien verbleiben, wenn eine Behinderung z. B. durch ein Trauma aufgetreten ist, sondern selbst eigene neue Familien gründen, in Partnerschaft leben bzw. sich auch für das temporäre oder dauerhafte Alleinleben entscheiden.

Also kann man auch an dieser Stelle nicht eine Einheitlichkeit feststellen, die möglicherweise weitere Überlegungen deutlich vereinfachen würden, sondern muss konstatieren, dass behinderte Menschen in dem Szenario „soziale Stadt“ ein ganz schillernder Teil sind, der auf Partizipation und Integration drängt.

Denn Behinderung ist ein selbstverständlicher, immanenter Bestandteil des menschlichen Daseins.

Sie fordert daher Akzeptanz, sie vermittelt Lebensfreude und Lebensmut als Perspektive, fühlt sich jedoch immer dann zurückgesetzt, fremdbestimmt, ja okkupiert, wenn andere, vielleicht weil sie meinen es besser zu wissen, meistens aber, weil sie die Bestimmenden der Strukturen sind, Behinderten die Wahl ihres Lebensmittelpunktes vorschreiben und sie damit in ihren Möglichkeiten einschränken. Begreift man Behinderung als diesen eben genannten Bestandteil menschlichen Daseins, dann muss der Zugang zu den Dingen des Alltags im engen wie im weiten Feld ein selbstverständlicher Teil des Gemeinwesens sei.

Lassen Sie uns bitte einmal innehalten. Denn noch so wohl gesetzte Worte können und sollen nicht den Blick dafür verstellen, wie denn die Wirklichkeit heute aussieht. Und wenn ich über den besonderen Zugang aus der Perspektive behinderter Menschen zu unserem Thema spreche, dann ist es mir schon wichtig, hier und an dieser Stelle einen Einschub vorzunehmen. Aus vielen Gesprächen mit Vertretern von Wohnungsbaugesellschaften, Wohnungsbaukreditanstalten und Projektinteressierten weiß ich, wie schwer es ist, von der behindertengerechten Wohnung zu sprechen.

Da gibt es eben aufgrund der Art und Schwere von Behinderungen ganz unterschiedliche Anforderungen an die Baulichkeit, an die Lichtverhältnisse nicht nur innerhalb einer Wohnung, sondern im Treppenhaus beginnend mit vielen wertvollen und wichtigen Details. Das fordert Wohnungsbaugesellschaften und Finanziers im sozialen Wohnungsbau weit über die Grenze des regulär Machbaren hinaus. Wohnungsbau für Menschen mit Behinderungen mit der Folge bezahlbaren, sozial geförderten Wohnraums ist eine zugegebenermaßen teure Angelegenheit. Und dann paart sich das auch noch damit, dass dieser Wohnraum oft – aus welchen Gründen auch immer – von Menschen genutzt wird, die nicht behindert sind, die diesen speziellen Einrichtungen für sich also nicht benötigen. Ein Ende des Mietverhältnisses ist aus diesem Grunde jedenfalls in der Regel nicht durchsetzbar. Damit geht kostbarer Wohnraum in doppeltem Wortsinne für Menschen mit Behinderungen verloren und muss an anderer Stelle erneut errichtet werden.

Ob man nicht aus diesen Erfahrungen die Folge ziehen könnte, überhaupt jeden Wohnraum im sozialen Bereich nach den Aspekten behindertengerechten Wohnraums herzurichten, vermag ich nicht abschließend zu sagen. Aus meiner Sicht lohnte es sich, darüber nachzudenken, um so etwas zu vermeiden, was wir auch aus ökonomischen Gesichtspunkten heute immer wieder antreffen: Es sind die unsäglichen Gettosituationen, in die auch und gerade Menschen mit Behinderungen gedrängt werden. Es mag aus Sicht eines Wohnungsbauunternehmens ökonomischer und vielleicht auch baulich einfacher sein, ein ganzes Haus entsprechend behindertengerecht umfänglich herzurichten. Unter sozialen, kommunikativen und Netzwerkgesichtspunkten ist eine solche Lebenssituation wenig förderlich.

Wenden wir den Blick aus der Wohnung heraus, dann fallen uns gemeinsam all die The-

men ein, die heute nach wie vor als ungelöst in der Kleinräumigkeit und in der Großstruktur einer Stadt vorhanden sind. Die Möglichkeiten der Mobilität im individuellen und öffentlichen Personennahverkehr, die Zugangsmöglichkeiten nicht nur zu öffentlichen Einrichtungen, sondern zu Kinos, Restaurants, Freizeiteinrichtungen sind nach wie vor unterentwickelt, ja abweisend, ja vermitteln oft den Eindruck, als seien sie ganz absichtlich so, weil man auf das Miteinander mit behinderten Menschen weniger Wert legte.

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an die öffentliche Debatte um den Verweis einer kleinen Gruppe behinderter Menschen bei uns in Hamburg aus dem Gartengestühl eines Restaurants, weil der Besitzer meinte, dadurch andere Gäste verlieren zu können. Sie merken daran, dass die Frage von Mobilität und Zugänglichkeit nicht nur eine bauliche Frage ist, sondern selbstverständlich auch eine Frage von Solidarität, innerer Einstellung und menschlichen Miteinanders, also eine Frage der Haltung ist.

Menschen mit Behinderungen benötigen Unterstützungs-, Assistenzangebote, in der Regel in einem Netzwerk unterschiedlichster Themen wie Pflege, Gesundheitshilfen, Begleiter für Freizeit und andere Aktivitäten. Auch dies muss Bestandteil einer sozialen Dimension sein; heute ist es ein kleinstteiliger Flickenteppich in der Regel ohne Vernetzung, aus dem sich Menschen mit Behinderungen das sehr mühselig auszusuchen haben, was möglicherweise für sie passen könnte.

Insgesamt nehmen wir die Stadt in ihrer großen wie kleinteiligen Dimension nicht als das war, was ich zu Beginn meines Referates dargestellt habe.

Nun will ich nicht den Fehler begehen, alles über einen Kamm zu scheren. Es gibt mittlerweile sehr differenzierte Veränderungen in Wohnquartieren, die einen Teil dessen schon überwunden haben, was ich hier gerade an Problemstellungen in meinem Einschub genannt habe. Nur die Regel ist es nicht. Menschen mit Behinderungen erleben die Stadt immer noch konfrontativ. Ihre Wünsche, ihre Ansprüche an lebenswerte Situationen einer Stadt vertragen sich nach wie vor wenig mit der vorzufindenden Realität. Die Stadt ist aus sich heraus wenig offen; sie ist ein Teil, gelegentlich sogar der treibende Teil von Aussonderung und wird damit all zu oft als Getto, in dem man lebt, erlebt.

Wenn ich Ihnen damit ein Stück Nachdenklichkeit vermittelt habe, dann war dies Absicht. Die Realität behinderter Menschen in unseren großen Städten ist nicht so erfreulich, wie wir dies uns gerne glauben machen möchten. Lassen Sie mich an dieser Stelle Ihnen noch einen anderen Hinweis geben, der etwas mit der angesprochenen Thematik der Quantität zu tun hat.

Wir begegnen zwar immer mehr behinderten Menschen, insgesamt gesehen doch sehr wenig behinderten Menschen in unseren Städten. Natürlich gehört der auf einen Gehwagen angewiesene ältere Mensch ebenfalls zu dem Personenkreis der behinderten Menschen. Er erscheint uns jedoch nicht als jemand, der in merkbarer Weise die Zuschreibung Behinderung erfüllt. Erst dann, wenn wir gehörlosen Menschen, blinden Personen, Menschen mit einer geistigen Behinderung oder erst recht Rollstuhlfahrerinnen und Rollstuhlfahrern begegnen, stellen wir eine Beziehung zwischen dem Etikett und der vor uns stehenden Realität her. Und dies ist ein nach wie vor nicht sehr häufig auftretender Vorgang.

Das hat damit etwas zu tun, das nach wie vor Menschen mit Behinderungen, vor allen Dingen mit ausgeprägteren Behinderungen geistiger, körperlicher und psychischer Art nicht unter uns, sondern zu vielen Tausenden – und dies ist nicht übertrieben – in Großeinrichtungen der Behindertenhilfe fernab von Großstädten leben. Allein das bedeutet, dass wir bei der sozialen Dimension einer Stadt darüber nachzudenken haben, dass wir dies nicht für Wenige heute realisieren, sondern dass dies ein Projekt einer Zukunftswerkstatt zu sein hat, weil ganz viele Menschen von diesen Möglichkeiten allein dadurch ausgeschlossen sind, dass sie gar keine Chance der Partizipation an sozialen Dimensionen einer Stadt haben, weil sie in Großeinrichtungen untergebracht, böse gesagt: versteckt sind.

Nicht nur daraus ergeben sich für unsere Thematik der Partizipation, der Integration und Normalität Anforderungen an das Soziale der Stadt. Es bedarf gesellschaftspolitisch und vom Gemeinwesen getragene Entscheidungen zur sozialen Dimension im Makrokosmos und Mikrokosmos einer solchen Stadt. Die Stadt mit all den in ihr Agierenden muss bereit sein und in die Lage versetzt werden, sich all den Menschen gegenüber zu öffnen, die die Stadt als Ort des Lebens für sich begreifen, akzeptieren, wünschen und realisieren. Eine solche grundsätzliche Entscheidung, die die soziale Dimension einer Stadt – und das kann durchaus kleinräumig sein – in den Mittelpunkt stellt, muss ihre gesamtplanerischen Vorhaben miteinander so vernetzen, dass nicht – wie heute vielerorts zu beobachten – der gute Wille bei chaotischer Planung auf der Strecke bleibt.

Die Stadt nicht als Ganzes, sondern in der Summe ihrer unterschiedlichen, auch sich im Gegensätzlich befindlichen, miteinander kon-

kurrierenden Teile muss sich verstehen als eine einladende. Einladend bezüglich all der Menschen, die sie bevölkern wollen, die in und mit ihr zu leben beabsichtigen. Und dass man behinderte Menschen in ihrer Mehrzahl und dann auch noch betrachtet nach Art und Schwere der Behinderung davon nach wie vor ausschließt, halte ich für gesellschaftspolitisch unzumutbar, für soziales Unrecht und humanistischen Gedanken des Miteinanders und der Solidarität widersprechend.

Es ist allerdings Realität und in sofern begreife ich die Möglichkeit meines Referates im Zusammenhang mit der Preisverleihung „Soziale Stadt 2004“ als Chance, diesen Aspekt der Bereicherung sozialen Lebens in unseren Städten durch behinderte Menschen einzubringen, sie als Preisträger, als Mitglieder der Jury und anders Interessierte ein Stück weit zu interessieren und dazu aufzurufen, der sozialen Dimension unserer Städte immer wieder durch neue Projekte und Vorhaben Geltung zu verschaffen.

Lassen Sie mich an dieser Stelle schließen, obwohl ich noch einiges dazu anmerken könnte, welche Auswirkungen sich aus einer sozialen Dimension der Stadt ergeben für die soziale Dimension in ländlichen Strukturen mit den entsprechenden Folgen. Aber dies ist ein anderes ernstes Thema, dem wir uns ebenfalls an anderer Stelle widmen sollen und müssen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.